

Marburger Zeitung.

Nr. 50.

Freitag, 24. April 1868.

VII. Jahrgang.

Die „Marburger Zeitung“ erscheint jeden Sonntag, Mittwoch und Freitag. Preise — für Marburg: ganzjährig 6 fl., halbjährig 3 fl., vierteljährig 1 fl. 50 kr.; für Zustellung ins Haus monatlich 10 kr. — mit Postversendung: ganzjährig 8 fl., halbjährig 4 fl., vierteljährig 2 fl. Die ein Mal gesaltene Garmondzeile wird bei einmaliger Einschaltung mit 10, bei zweimaliger mit 15, bei dreimaliger mit 20 kr. berechnet, wozu für jedesmalige Einschaltung 30 kr. Inseraten-Stempelgebühr kommen.

Zur Geschichte des Tages.

Während der Beratungen des Herrenhauses über das Ehegesetz glaubte bekanntlich die Partei der Bischöfe und des hohen Adels, daß ihre Zeit wieder gekommen und daß das Staatsruder in ihre bewährten Hände übergeben werde. Hinter dem Rücken des Ministeriums wurden zu diesem Zwecke Verhandlungen gepflogen. Ein Berichterstatter des Westler Lloyd verspricht nach erfolgter Genehmigung der konfessionellen Gesetze über diese dunklen Konferenzen eine Reihe interessanter Enthüllungen. Vorläufig begnügt er sich, die Ministerliste, welche die Herren fertig in der Tasche hatten, mitzutheilen; sie lautet: Ministerpräsident, Kultus und Unterricht: Graf Leo Thun; Aeußeres: Graf Blome; Inneres: Graf Elem. Martiniß; Krieg: Fürst Windischgrätz; Ackerbau: Fürst Karl Schwarzenberg. „Sie ersehen daraus,“ fügt der Berichterstatter hinzu, „daß es auf einen vollständigen Staatsstreik abgesehen war und daß das Ministerium Androssy sehr richtig fühlte, als es ängstlich dem Ergebnisse der Debatte lauschte; denn ein ungünstiges Ergebnis hätte nicht bloß das Ministerium Auerberg, sondern auch den Dualismus begraben, das ist aus der Kandidatur Windischgrätz für das Kriegs-Portefeuille erkenntlich. Und es gab ungarische Edelleute, welche die Pläne unterstützten. Männer, denen es immer wieder gelüftet, wie vor und mit Moriz Cztyerbazy zu regieren. Merkwürdig genug, daß in der Kandidaten-Liste auch nicht ein einziger czechischer Minister-Kandidat war. Die Dankbarkeit des nationalen Adels hätten die Herren Kieger und Palach bei dieser äußerst günstigen Gelegenheit auf die Probe stellen können.“

Auffehen erregt in Prag die Meldung, daß die Regierung die Militärurlauber einberuft, um sie als Exekutionsmannschaft zu verwenden. Die Nachricht an sich selbst ist ganz richtig und wichtig des Zweckes halber, der jedoch wieder fraglich ist. Sind es die Steuerrückstände oder die befürchtete Steuerverweigerung, welche diese Maßregel hervorriefen, oder walteten gar hochpolitische Zwecke vor? Alles ist schon da gewesen. Man wird sich wohl zu erinnern wissen, daß vor zwei Jahren die sogenannten Subenheben dazu benützt wurden, um unter ihrem Vorwande Militärver-

stärkungen nach Böhmen zu werfen, was freilich den Weg nach Königgrätz bedeutend abkürzte.

Der oberste Kriegsherr des norddeutschen Bundes hat das heftige Kriegsministerium zu einer „Militärintendantur“ degradiert und als kommissarischen Gensdarmen den General v. Bonin nach Darmstadt gesandt. Mit dieser „Bewachung“ soll nun der Großherzog sehr unzufrieden sein und in einem Schreiben an König Wilhelm Klage geführt haben. Von Berlin aus wurde sodann angedeutet, daß die Entlassung des österreichisch gesinnten Ministers Dalwigk die Rückberufung des Generals Bonin zur Folge haben würde. Der heftige Minister fand es in Folge dessen gerathen, ein kleines Zugständnis an die großen Herren in Berlin zu machen und — verwarnte die „Pessischen Blätter“ wegen preußenfeindlicher Haltung. In Berlin wurde hierauf von dieser „Konzeßion“ Kenntnis genommen.

Auf Veranlassung des österreichischen General-Konsuls Wolfarth in Jassy sind die Konsuln der auswärtigen Mächte daselbst zusammengetreten, um auf Grundlage der ihnen zugekommenen glaubwürdigen Nachrichten zu konstatieren, daß die Verfolgung der Dorjuden im Baku wirklich stattgefunden habe, und die von den moldauischen Regierungsbehörden hierüber erlassenen gegentheiligen Berichte daher unrichtig seien. — Dieser nun amtlich festgestellten Thatsache gegenüber ist es wohl überflüssig, auf den Widerspruch hinzuweisen, der in den Berichten der rumänischen Präsekten und jenen der Konsularagenten zu Tage tritt. Es wäre wirklich an der Zeit, dem barbarischen Unzuge, wie er in den Donaufürstenthümern vorkommt, durch entschiedene Maßregeln Einhalt zu thun.

Die Stimmung in Frankreich hat sich nicht geändert, was auch die halbamtlichen Federn zur Stunde schreiben mögen. In der Regierung halten sich noch immer zwei mächtige Parteien gegenseitig in Schach: die eine treibt zum Kriege oder würde denselben wenigstens willig annehmen, die andere weist ihn zurück; beide Theile suchen sich der öffentlichen Meinung zu bedienen, und ihr Wettkampf verhindert, daß wieder eine allgemeine Sicherheit plaggreift. Die eine Partei hat allerdings den ungeheuren Vortheil für sich, daß ein Krieg nicht so leicht zu Stande kommt, wenn es an einem Vorwand für seinen Ausbruch, an Hoffnung

Auf der Eisenbahn.

Vom Verfasser der „Neuen deutschen Zeitbilder.“

(2. Fortsetzung.)

Efrig und sorgfältig hatte ich die Spuren des frechen Diebes zu ermitteln. In R. war hierfür nichts mehr zu thun. Gericht und Polizei hatten vernommen, was zu vernehmen war. Aber in R., wo der Dieb eingestiegen, mußte eine Spur von ihm zu ermitteln sein. Jemand mußte ihn dort gesehen haben. Vielleicht war er gar dort bekannt. Wenn das nicht, so hatte er dort wahrscheinlich in einem Wirthshause übernachtet. Die leiseste Spur von ihm, einmal gefunden, mußte weitere Spuren ergeben. Ich fuhr mit dem nächsten Zuge nach R., Hertel mußte mich begleiten. Ich erkundigte mich zuerst auf dem Bahnhofe nach dem Fremden; Hertel beschrieb ihn auf das Genauere. Nur der Billettkäufer und ein Bahnwärter hatten ihn gesehen, und nur erst unmittelbar vor dem Abgange des Zuges. Sie hatten ihn nicht erkannt, nicht einmal bemerkt, woher er gekommen war; sie konnten sich nicht erinnern, ihn jemals vorher gesehen zu haben. Ich begab mich in die Stadt; ich fragte mit Hilfe der Polizei in allen Gasthöfen und Krügen nach, von dem ersten und besten bis zu dem lezten und schlechtesten. Keine Spur. Nachfragen in den Krügen und Wirthschaften der Nachbarschaft blieben eben so erfolglos. Niemand konnte den Fremden, Niemand hatte ihn gesehen, keinem Gensdarmen, keinem Polizeibeamten war sein Signalment bekannt. Uebrigens war er erst in R. auf die Eisenbahn gekommen; die Beamten, die den Zug nach R. gefahren hatten, wußten nichts von ihm. Allein auch mit keiner Post war er in R. angekommen, und kein Lohnkutscher hatte ihn gefahren.

Das war eine verzweifelte Lage für einen Polizeibeamten, der etwas ermitteln wollte. Ich fuhr gleichwohl noch eine Station weiter zurück auf der Eisenbahn. Auch dort waren jedoch alle Nachforschungen vergeblich. Von dem Diebe keine Spur. Er war in R. plötzlich er-

schienen, Niemand wußte, woher. Er war von R. plötzlich verschwunden, Niemand wußte, wohin.

Hertel und ich kehrten nach R. zurück. Ersterer, den meine Ankunft und meine Bemühungen sichtlich aufgerichtet hatten, war wieder niedergeschlagenet geworden. Mir wurden meine wenigen Hoffnungen immer geringer. Die Wahrheit zu sagen, ich hatte gar keine mehr, als auf irgend einen Zufall, auf mein Glück, das allerdings so oft in ähnlicher Lage mich begünstigt hatte.

Er sollte in der That mich auch jetzt nicht verlassen; es kam in der Gestalt eines hübschen, freundlichen Kindes zu mir. Ich sah konjekturend, kombinirend, träumend auf einer Bank vor dem Wirthshause in R., wo ich die Nacht geblieben war. Ich konnte hier nichts mehr machen, und wollte nach Hause zurückkehren. Ich wartete auf den Eisenbahnzug, der mich zurückführen sollte. Zu meinen Füßen spielte das siebenjährige Töchterchen des Gastwirths; es versuchte, eine große schwarze Haarnadel mit einem Knopfe von glänzender schwarzer Kohle in seinem lockigen Haare zu befestigen, konnte aber nicht damit fertig werden, und ich half ihm dabei. Ohne irgend eine Absicht, mechanisch, wie man mit einem freundlichen Kinde zu plaudern pflegt, fragte ich es, woher es die große, glänzende Nadel habe. Von einer schönen jungen Dame, antwortete es mir, und wie auch Kinder zu plaudern pflegen, erzählte es nun:

Vorgestern hatten zwei Damen in dem Gasthose logirt; sie waren in dem Wagen des Gastwirths zur Eisenbahn gefahren, hatten die freundliche Kleine, mit der sie viel gespielt, in dem Wagen mit sich genommen, und diese auch auf dem Bahnhofe bis zur Ankunft des Zuges bei sich behalten. Als der Zug angekommen, waren die Damen mit dem Kinde ihm entgegengegangen, und als er gehalten, hatten sie sich nach allen Eisenbahnwagen umgesehen. Auf einmal hatte aus dem Fenster eines Wagens eine junge Dame gerufen: Tante! Tante! — Da ist sie! hatten die beiden Damen erwidert, und waren an den Wagen, wo der Aufhergekommen, geeilt. In demselben Augenblicke war aus dem nämlichen Koupé, aus welchem die junge Dame gerufen, ein schöner junger Herr gesprungen und hatte sich eilig entfernt. Auch die erstere hatte den Wagen verlassen und sich laut weinend in die Arme der Tante gestürzt. Diese war sehr erschrocken und hatte gefragt: Aber was fehlt Dir denn,

seines Erfolges und vor Allem an Geld zu seiner Führung fehlt. Damit man aber an den Erfolg dieser Friedenspartei glauben könnte, müßten denn doch weniger Widersprüche zwischen den Worten der Organe und der Regierung obwalten.

In Washington ist ein Gesetz gegeben worden, welches in europäischen Kreisen Aufsehen erregt. Dieses Gesetz verfügt nämlich, daß wann immer ein in Amerika naturalisierter Auswanderer in sein Heimatland zurückkehren und daselbst unter dem Vorwande, daß er dem „angestammten“ Vaterland noch immer Unterthanentreue schulde, verhaftet werden sollte, dem Präsidenten der Vereinigten Staaten das Recht zustehe, die Verhaftung einiger, dem betreffenden Staate angehöriger Bürger, die sich in Amerika aufhalten, anzuordnen. Der Fall ist wohl in der europäischen Rechtsgeschichte noch nie dagewesen — zum mindesten nicht in Friedenszeiten — und überbietet wohl Alles, was unsere Staatsrechtler sich träumen ließen. Und doch glauben wir kaum, daß gegen dieses stolze amerikanische Gesetz, welches jeden naturalisirten Bürger unter den Schutz des Sternenbanners stellt, und im Uebertretungsfalle mit Gegenmaßnahmen droht, ernste Bedenken sich erheben werden; die Kupflosigkeit derselben würde in die Augen springen. Als Graf Bismarck vor einigen Wochen im norddeutschen Reichstage seine Ansichten über die den Naturalisiten zustehenden Rechte vortrug und dabei durch seine vieldeutigen Phrasen die Mitglieder so heiter stimmte, ahnte er wohl kaum, daß zu gleicher Zeit in Washington eine so praktische Antwort auf seine verflausulirten Andeutungen im Werke sei! Vielleicht nimmt sich der norddeutsche Bund, der über die „Freizügigkeit“ der eingeborenen Deutschen so viel zu verhandeln und zu schaffen wußte, an diesem amerikanischen Vorgange ein Beispiel.

Die Feldbereitschaft der Volkswehr.

Marburg, 23. April.

Die Vertheidiger des stehenden Heeres wännen, die Aufhebung desselben und die Einführung der Volkswehr mindere die Schnellkraft des Widerstands — die Feldbereitschaft der letzteren sei weniger verbürgt.

Diese Befürchtung ist grundlos; den Irrthum verargen wir aber keinem Gegner, der sich nicht durch eigene Wahrnehmung von der Trefflichkeit der Volkswehr hat überzeugen können und nie Gelegenheit gefunden, die Feldbereitschaft derselben mit jener des stehenden Heeres im Allgemeinen und des österreichischen vor dem letzten Krieg insbesondere zu vergleichen.

Eritt einmal das Volkshier an die Stelle des jetzigen und steigert sich die Kriegsgefahr, dann wird dem ersten Auszuge — den Wehrfähigen, an welche vor Allem der Ruf zu den Waffen ergeht — kundgemacht, sich bereit zu halten. Diesen Befehl sendet die Regierung an den höchsten Beamten des Landes, dessen Mannschaft aufgeboden würde; der Statthalter übermittelt den Befehl allen Vorstehern der politischen Bezirke, welche ungesäumt die Vorsteher der Gemeinden, wenn möglich, sogar durch reitende Boten in Kenntniß setzen. Die Gemeindevorsteher haben ein Verzeichniß der flinksten, ortskundigsten Büschen, welche den Befehl jedem Wehrmann überbringen. Die Gemeindevorsteher besitzen ferner ein genaues Verzeichniß aller Wehrpflichtigen — und müssen die Befehle gedruckt, mit der Angabe der Namen und Wohnorte und mit der Unterschrift des Gemeindevorstehers versehen, immer bereit liegen, so daß im Orange des Augenblickes nur Tag und Stunde des Erscheinens auf den Sammelplätzen beigefügt werden. Alle Boten müssen aus den Reihen des Volkshieeres genommen werden und zwar jener Abtheilung, die man zu den Fahnen ruft. Mit der Vorladung, die Befehle zu überbringen,

beginnt für den Boten auch der Heeresdienst, und wird derselbe mit aller Strenge des militärischen Gehorsams gefordert.

Die Volkswehr braucht wegen ihrer Menge eine viel größere Anzahl von Uebungs- und Sammelplätzen. Die Masse der Wehrmänner gestattet, in einem Lande schon ein so starkes Heer aufzubieten, daß die Regierung nicht gezwungen ist, wie heut zu Tage, gegen den ersten Angriff bereits in den entferntesten Ecken des Staates die Wehrmänner ausdrücken zu lassen. Dampfschiffe, Eisenbahnen und Telegraphen ermöglichen die raschste Vollstreckung der Befehle. Werden diese Verkehrsmittel ihren Zwecken entsprechend vermehrt — werden bei einer geordneten Staatswirthschaft die Rüstungen im Frieden schon beendet — fällt diese Wirthschaft noch vor dem Kriege die Rassen des Staates, ohne jene der Staatsbürger zu leeren — haben der Gebrauch der Freiheit und eine allgemeinere, bessere Schulbildung die Sitten veredelt und den blinden Gehorsam des Soldaten zu dem als nothwendig erkannten, freiwilligen und freudigen des Wehrmanns geläutert... dann wird der Staat nicht nur volle Zeughäuser besitzen, es wird jeder Wehrmann nach seinen Kriegsbedarf im eigenen Hause bergen und dem Rufe des Vaterlands noch schneller Folge leisten, als dies in den ersten Jahren nach Einführung der Volkswehr geschehen kann. Die Volkswehr hat dann ihre höchste Vollendung erreicht — der Schutz des Staates ist gesichert — gesichert eine Raschheit der Hilfe, wie diese beim Fortbestehen der jetzigen Heeresordnung nie gebracht zu werden vermag.

Ueber einen todtten König.

Den Todten soll man nur Gutes nachsagen! — so heißt es die Sitte und sie hat in der Regel recht.

„Was sieht der Schatten Ruh' Dich an.

Die liegen längst in Grabes Hül

Und ihre Thaten sind gethan.“

Der Tod entreißt der gewaltthätigen Hand die Waffe, womit sie Schaden angerichtet, und für die Welt ist sie künftig ohne Bedeutung. So verschwinden Menschen aus dem bürgerlichen Leben und mit ihrem Hinscheiden ist auch der Groll gegen sie verschwunden. Wenn aber Männer hinscheiden, die eine öffentliche Stellung eingenommen, die das Wohl und Wehe von Tausenden beeinflusst haben, dann ziemt es sich, die Geschichte unparteiisch Recht sprechen zu lassen und nicht einem Sprichworte Geltung zu lassen, das für Familien-Verhältnisse vollkommen anzuerkennen ist.

Wir können daher, schreibt der „Arbeitgeber“, von unserem Standpunkte keineswegs in die unbedingten Lobspüche einstimmen, welche fast alle Nachrufe dem verstorbenen König Ludwig I. von Baiern widmen. Für die Kunst hat König Ludwig viel gethan, ob aber zum Besten seines Landes, das ist eine andere Frage. Man kann höchstens negativ ihm Lob spenden, daß er nicht, wie andere Fürsten, diese Millionen für unnützen Militärkram verschwendet, sondern für die Kunst verwendet. Allein wer die wirthschaftlichen Zustände Baierns gekannt, der wird zugestehen, daß es viele Dinge dort gab, für die jene Millionen weit mehr Nutzen gebracht hätten.

König Ludwig war sparsam, aber nur für seine Zwecke, nicht um dem Lande zu nützen. Es wurde an den Staatsstraßen, an der Post, an den Schulen, bei den Gerichten zc. soviel gespart, daß das Land Noth litt. Schwartze Geleise auf der Straße kennzeichneten diese Sparsamkeit, so daß die Postmeister oft auf eigene Kosten noch ein Pferd mehr anspannten, damit der Postwagen nicht stecken blieb. Der Unterricht war vernachlässigt, während die Kunst blühte. Was hilft aber diese einem Volke, dem es am Nothwendigsten fehlt.

mein Kind? Du siehst ja so sehr blaß aus. Die junge Dame hatte lange vor Weinen nicht antworten können; sie war auch wirklich sehr blaß gewesen und hatte gezittert, so daß die Tante sie kaum hatte halten können. Zuletzt hatte sie der Tochter leise in's Ohr gesprochen, und nun war die Tante noch mehr erschrocken, daß sie nicht weniger gezittert, wie die junge schöne Dame, die aus dem Eisenbahnwagen gekommen war. Das Kind hatte auch ein paar Worte der jungen Dame verstanden. Kleine Kinder pflegen schärfer zu hören, als die Polizei. Denke Dir, Tante, hatte sie gesagt, als ich da so allein sitze, kommt auf einmal ein fremder Mensch durch das Fenster. — Allmächtiger Gott, armes Kind! hatte die Tante ausgerufen. Darauf aber schnell die Andern erwidert: Still, still, Tante, um Gotteswillen. — Das war Alles, was das Kind gehört hatte. Gleich darauf ward das Zeichen zum Weiterfahren gegeben. Die Tante und ihre Begleiterin waren mit der blaffen jungen Dame zusammen eingestiegen, und hatten beinahe vergessen, von dem freundlichen Kinde Abschied zu nehmen. Während sie nun eingestiegen waren, hatte die junge Dame die schwarze Nadel mit dem Knopfe von glänzender Kohle aus ihrem Haar verloren; das Kind hatte sie aufgehoben und ihr zureichen wollen; in dem Augenblicke war aber der Zug abgegangen, und die blaffe Dame hatte ihr zugerufen: Behalte sie, mein Kind. — Das war die Erzählung des plaudernden Kindes.

Diese Erzählung hatte eine Ahnung in mir geweckt, die ich anfangs selbst als eine widersinnige, tolleבלachte, aber doch nicht los werden konnte, und die mich mehr und mehr, zuletzt fast gespensterhaft packte.

„Wie sah der Herr aus, der aus dem Wagen sprang?“ fragte ich das Kind.

„Es war ein hübscher junger Herr.“

„Trug er einen Bart?“

„Nein, er war ganz glatt im Gesichte.“

Das schlag meine Ahnung nieder; aber nur für einen Moment. Mit neuer Kraft, unwiderstehlich, kehrte sie zurück.

„Wie war er gekleidet?“

„Er trug einen grünen Rock.“

„Keinen Staubmantel?“

„Nein, keinen Mantel.“

„Einen Hut oder eine Mütze?“

„Einen großen, schwarzen, runden Hut.“

Das Alles paßte nicht. Allein je weniger es paßte, desto mehr, desto früstiger wuchs meine Ahnung, die mir immer weniger toll, weniger widersinnig vorkam.

„Wo blieb der fremde Herr?“ fragte ich weiter.

Das Kind wußte es nicht und hatte nicht weiter auf ihn geachtet. Ich eilte darauf zu dem Vater des Kindes, dem Wirthe.

„Haben in der Nacht von vorgestern auf gestern zwei Damen bei Ihnen logirt?“ rübete ich diesen an.

„Ja.“

„Wer waren sie?“

„Eine Madame Meier aus Hamburg, mit einer Verwandten oder Gesellschafterin.“

„Erwarteten sie hier Jemanden?“

„Eine Nichte.“

„Der Name der Nichte?“

„Ich habe ihn nicht gehört. Sie wollten hier auf der Eisenbahn mit ihr zusammentreffen, um sofort weiter mit ihr zu fahren.“

„Wohin?“

„Sie wollten in ein Bad.“

„In welches?“ fragte ich beinahe sieberhaft.

„Ich weiß es nicht genau. Ich glaube, nach Baden-Baden.“

„Bessinnen Sie sich.“

„Ich kann es nicht bestimmter sagen.“

Der Kellner und die Stubenmagd wurden herbeigerufen. Diese wußten aber gleichfalls nichts Näheres, nichts Bestimmtes.

Nun hatte ich doch einen Anhalt; ich machte mir wenigstens einen. Die junge Dame, die Nichte der Madame Meier aus Hamburg, war noch beim Aussteigen aus dem Coupé in hohem Grade erschrocken gewesen; das Kind hatte so einfach aber doch so wahr ihr Erschrecken bezeichnet. Sie hatte gesagt, daß sie allein geseßen, daß auf einmal ein fremder Mensch zu ihr durch das Fenster gekommen sei; darüber hatte sie sich erschreckt, mit ihr noch hinterher die Tante. Das konnte nur auf der Eisenbahn geschehen sein. —

In politischer Beziehung vollends hat König Ludwig schweren Tadel verdient. Die Zeit seiner Regierung von den dreißiger Jahren an bis zum Ministerium Abel gehört zu den traurigsten in der bayerischen Geschichte. Unterdrückung des Volkes und Gewaltthaten aller Art durch Beamte und selbst die Gerichte waren an der Tagesordnung; es war die Zeit der schlimmsten Reaktion. Nie waren die Kerker so mit politischen Gefangenen gefüllt, als unter König Ludwig. Esenmann, Beer, Birtz, Wittmann und wie sie alle heißen, saßen mehr als ein Jahrzehnt im Kerker, wegen Ursachen, für welche den beiden Ersten im Jahre 1848 beträchtliche Entschädigungen gegeben werden mußten.

In wirtschaftlicher Beziehung geschah nichts für das Land, als das die romantische Idee einer Kanal-Verbindung zwischen Rhein und Donau ausgeführt wurde, weil es ein Werk war, das Karl der Große schon gedacht haben soll, aber nicht versucht. Der praktische Nutzen dieses Unternehmens ist heute noch ein sehr geringer. Für Steckenpferde vernachlässigte man weit Wichtigeres: Eisenbahnen, Straßen, die Gewerbe-erhebung, die Landwirtschaft, die Forsten. Die Landrichter herrschten wie Pascha's im Lande und heute noch spricht man von den Gewaltthaten derselben, als einer glücklicherweise überstandenen Zeit.

Vermischte Nachrichten.

(Moderne Spartaner.) In San Franzisko hat sich in letzter Zeit eine Gesellschaft junger Männer gebildet, die, wie sie für sich selbst möglichste Kräftigung des Körpers erstrebt, so auch für das weibliche Geschlecht, und damit für die Nachkommen nur von einem gesunden Körper Heil erwartet; die jungen Männer haben sich demgemäß feierlichst verpflichtet, keine junge Dame zu heiraten, deren Körperverhältnisse unter ein gewisses Maß herabgehen.

(Die Kenntniß des Meteor-Eisens in der ältesten geschichtlichen Zeit) Professor Lepsius war es längst aufgefallen, daß die ägyptischen Pyramiden aus solch glatt behauenen Steinen aufgeführt erscheinen, daß die Annahme einer Verwendung von eisernen Werkzeugen beim Baue derselben kaum abzuweisen. Weitere Nachforschungen brachten ihn schließlich zu der Annahme, das altägyptische Wort ba könne „Eisen“ bedeuten. Lepsius fand, daß dieser Bestandtheil schon in dem Namen des sechsten Königs der ersten Dynastie Mil-ba-es aufträte, und schloß daraus, die Bekanntschaft der Ägypter mit dem Eisen müsse in's vierte Jahrtausend vor Ch. S. hinaufreichen. Seitdem hat der berühmte Gelehrte mehrere Stellen entdeckt, wo das Wort ba den Zusatz führt ne-po, d. h. des Himmels, so daß den Ägyptern das Meteor-Eisen bekannt gewesen sein muß. Lepsius folgert aus seinen Untersuchungen, der spätere bergmännische Bau auf Eisenerz sei dadurch nicht ausgeschlossen, und es habe die Beobachtung des Verhaltens der noch glühenden Masse des Meteor-Eisens die Ägypter von selbst auf das Schmelzen und Zuberheizen des Eisens geführt.

(Aufnahme eines Prozesses aus dem vorigen Jahrhundert.) Die Sache des Lejurques, welcher Ende vorigen Jahrhunderts wegen Theilnahme an der Ermordung eines Kondukturs des Rhodens Postwagens unschuldigerweise zum Tode verurtheilt und hingerichtet worden, kommt nächstens wieder vor den Pariser Kassationshof. Seine Nachkommen — es lebt noch eine seiner Töchter — haben sich seit mehr als 70 Jahren bemüht, seine Schuldlosklärung zu erlangen. Alle Versuche scheiterten aber vor der Achtung, welche die französischen Gerichte

der „abgeurtheilten Sache“ zollen. Zuletzt ist es Jenen aber doch gelungen, die Revision der Prozessen durchzusetzen. Da das ziemlich bedeutende Vermögen Lejurques bei seiner Verurtheilung konfiscirt wurde, so wird der Staat, falls der Kassationshof die verlangte Erklärung ausspricht, dasselbe sammt Zinsen herauszahlen müssen, was eine Summe von mehreren Millionen ausmacht.

(Herr Hausmann wahnsinnig.) Frankreich bekommt jetzt einen neuen Kaiser, und zwar in der Person des Herrn Hausmann, der bisher die nicht uneinträgliche Stelle des Seine-Präfekten bekleidet. Aus Paris wird uns nämlich gemeldet: Seit einigen Tagen spricht man von dem seltsamen Benehmen des Seine-Präfekten. Unter Anderem wird auch berichtet, daß er einem Beamten, der ihm ein an den Minister des Innern gerichtetes Schriftstück zur Unterschrift vorgelegt, die Bemerkung machte: „Wozu denn das, in vierzehn Tagen werde ich ja so selbst Kaiser sein.“ Wenn sich dies bestätigen sollte, so müße man gestehen, daß der Wahnsinn ein würdiger Schluß der wahnwitzigen Verschwendung sein würde, welche Hausmann bei der Verschönerung und Vergrößerung der Stadt Paris getrieben hat.

(Moskowitzische Polizeibeamte) müssen bekanntlich jetzt in Polen begrüßt werden, und wer von einem solchen angesprochen wird, ist verpflichtet, bei Vermeidung von Geld- oder Gefängnißstrafen die Kopfbedeckung in der Hand zu halten. In Kutno wohnt der israelitische Kaufmann S. . . . in dessen Laden tritt der dortige Bürgermeister, ein ehemaliger Militär. Zu derselben Zeit kommen die beiden 13 und 15 Jahre alten Söhne des S. . . . aus der Schule, treten in den Laden, um durchzugehen, und grüßen, indem sie die Mütze lüften, den gestrengen Herrn Bürgermeister. Da dieselben aber nicht mit der Mütze in der Hand durch den Laden gingen, ließ der Herr Bürgermeister die beiden Knaben verhaften. Der Vater derselben war verreist und kam erst Nachmittags nach Hause, that indeß vorläufig noch nichts zur Entlassung seiner Kinder, weil er nicht annehmen konnte, daß man Kinder in dem oben angegebenen Alter ernstlich bestrafen würde. Als es aber Abends 8 Uhr wurde, ging er zu dem Bürgermeister und bat um die Entlassung seiner Kinder; derselbe schlug indeß die Bitte rund ab. In seiner Herzensangst wandte sich S. . . . schriftlich an den Kriegs-Kreisbes mit dem Bemerken, daß er sich, im Fall er nicht Recht erhalte, höheren Orts beschweren müsse. Darauf erhielt S. . . . vom Kriegs-Kreisbes folgenden Dekret: „Daß Du Deine Kinder schlecht erzügst, ist nicht d. r. n, sondern Deine Schuld; die Kinder sollen d. m. n. a. c. h. nur drei Tage, Du, S. . . . aber acht Tage Gefängniß erhalten, nachher steht es Dir frei, Dich höheren Orts zu beschweren.“ Dieses Dekret wurde wörtlich ausgeführt.

(Georg Klapka) war am 16. d. M. in Arab und besuchte vor Allem die Richtstätte der 13 Märtyrer. Der Vicepräsident des Araber-Honvedvereines empfing ihn daselbst und erwiderte der General auf seine Ansprache: Er werde, sowie er bisher Wohl und Glück des Vaterlandes immer vor Augen gehabt, auch in Zukunft — er gelobe es an diesem heiligen Orte — Alles, sein Leben zu opfern bereit sein, wo es unser Aller Glück erheische. In die Stadt zurückgekehrt, wurde er von der Volksmenge stürmisch begrüßt, und als er in den Gasthof abstieg, verlangte das Volk mit lautem Ruf, ihn zu sehen. Der General trat auf den Balkon und sprach seinen innigsten Dank aus für die ihm bezeugte Sympathie und Gastfreundschaft. Er freue sich, zu sehen, daß die Stadt Arab noch mit derselben Liebe am Vaterlande hänge, die sie im Jahre 1848 bis zur Aufopferung bewiesen. Um 8 Uhr Abends wurde ihm ein großartiger Fackelzug gebracht.

Ich eilte zum Bahnhofe, und ließ die Beamten um mich versammeln, die am vorgestrigen Tage den Morgenzug von A. nach K. begleitet hatten; zum Glück waren sie fast sämmtlich da. Anfangs wußte Keiner etwas; aber auf einmal kam Einem von ihnen eine Erinnerung. Es war derselbe, der auf der Fahrt den Waggon beaufsichtigt hatte, in welchem Hertel war.

„Wie bin ich gedankenlos gewesen!“ rief der Mann, und er erzählte nun: In A. hatte ein Mann eine sehr junge, blasse, leidend aussehende Dame auf den Bahnhof geführt und für sie ein Koupé erster Klasse gesucht. Der Beamte hatte ihm eins anweisen wollen, in welchem schon ein paar Herren saßen. Der Herr hatte aber um ein Koupé gebeten, worin die junge Dame entweder allein oder in Damengesellschaft sei. Ein Koupé erster Klasse, worin Damen fahren, war nicht da. Der gefällige Beamte, — wahrscheinlich, er sagte es nicht, durch ein Trinkgeld gefällig gemacht — hatte der jungen Dame ein Koupé für sich allein gegeben, auch ihr sowohl, die sehr ängstlich, als dem Herrn, der sehr besorgt für sie gewesen, versprochen, unterwegs bis K., wo die Dame Gesellschaft erhalten werde, Niemanden zu ihr in das Koupé zu lassen. Der Beamte hatte sein Versprechen gehalten; gleichwohl besann er sich jetzt plötzlich, wie in K. aus dem Koupé der jungen Dame ein Herr gestiegen sei. Es war gerade in dem Momente geschehen, als Hertel ihm seinen Verlust mitgetheilt; er hatte deshalb nicht darauf geachtet, und es war ihm deshalb auch später in das Gedächtniß nicht zurückgekommen.

„Wie sah der Reisende aus?“ fragte ich den Beamten. Er hatte ihn nur sehr flüchtig gesehen; die Gestalt hatte auf ihn den Eindruck eines elegant gekleideten Herrn gemacht, wie sie in den Koupés erster Klasse zu reisen pflegen. Einen grauen Staubmantel und einen Bart hatte auch er nicht gesehen.

„War das Koupé der Dame weit von dem Koupé Hertel's entfernt?“ fragte ich wieder.

Dem Beamten ging ein neues Licht auf. „Beide Koupés hingen unmittelbar an einander. Der Waggon bestand aus vier Koupés zweiter, und einem Koupé erster Klasse. Dieses befand sich hinten, an dem vierten Koupé zweiter Klasse; in dem letzteren hatte Hertel gesessen.“

„Ist der Waggon hier?“

„Die ganze Wagenreihe ist in A.“

Auf der Stelle war mein Vorjag gefaßt. Ich kehrte nicht nach Hause zurück, sondern fuhr zunächst mit dem ersten Zuge nach K. Hertel und der Bahnbeamte mußten mich begleiten. In A. führte der Beamte mich zu dem Waggon, in welchem Hertel gefahren war, und dieser erkannte ihn auch gleich wieder. In dem vierten Koupé zweiter Klasse hatte Hertel gesessen; unmittelbar dahinter befand sich das Koupé erster Klasse, in welchem die junge Dame gewesen war. Ich besichtigte sie genau. Die Thüren beider waren fünf Fuß von einander entfernt, und konnten auch von innen geöffnet werden, namentlich die des Hertel'schen Koupés. Zur Noth war in diesem das Fenster so groß, daß ein schlanker Mensch, ohne die Thür zu öffnen, hindurchsteigen konnte. War er draußen, so konnte er an dem Rande des Fensters, wie an dem festen Griff der Thür sich schwebend halten; er brauchte nicht einmal frei zu schweben, eine messingene Querstange unten an dem Wagen gab auch seinen Füßen einigen, wenn gleich geringen Halt. Hielt er sich einmal so, so konnte er, halb kletternd, halb sich schwingend, den Griff und den Rand der Thür des Koupés der Dame erreichen. Er hatte hier nicht nur einen ähnlichen Halt, wie an dem Koupé, das er verlassen, sondern auch, da er am Ende des Waggons war, den Vortheil, daß er an dem mit Stangen versehenen Rande desselben sich festhalten konnte. Er konnte dann von außen die Thür des Koupés öffnen, zur Noth auch hier wieder durch das Fenster steigen, das, wie der Beamte sich erinnerte, bei dem warmen Wetter offen gelassen war.

Ich ließ einen gewandten Arbeitsburschen des Bahnhofes herbeikommen. Er mußte das Manoeuvre versuchen, aus dem Hertel'schen Koupé in das der Dame zu steigen, ohne die Erde zu berühren. Ich ließ Alles in den Stand setzen, wie es auf der Reise gewesen war, und der Bursche löste auch wirklich die Aufgabe. Er stieg durch die Fenster der beiden Koupés aus und ein, ohne daß die Thüren geöffnet waren; er konnte auch in seiner Lage beide Thüren öffnen. Ich ließ ihn das Manoeuvre wiederholen, während der Wagen auf den Schienen in Bewegung gesetzt wurde. Freilich wurde er nur langsam geschoben und alle Vorsichtsmaßregeln gegen ein Unglück getroffen. (Fortf. folgt.)

Marburger Berichte.

(Zu Tode geprügelt.) Der Grundbesitzer Franz Pessel in Ober-Sorigen bei Kranichfeld wurde am 18 d. M. gewarnt, man werde in der Nacht bei ihm einbrechen. Der Injasse Andreas Pibez wurde als Wächter bestellt. Am nächsten Morgen entdeckte Pessel, daß die Feuermauer durchbrochen und der Diebstahl ungrachtet der Wache vollbracht worden; der Wächter schlief neben dem Thortore seinen Rausch aus. Vermuthlich hatte man den Wächter im Verdacht; er wurde zum Gemeindevorstand geführt und von diesem zwei Burichen übergeben, um gebunden nach Marburg geliefert zu werden. Unterwegs wurde Pibez von seinen Begleitern mit einem vier Fuß langen Erlenstämchen fortwährend geprügelt und erst um 11 Uhr Nachts dem Gefängnißwärter in der Allerheiligen-Gasse halbtodt übergeben: bei dem Brunnen vorm Gefängniß hatte er die letzten Streiche empfangen. Pibez ist am 20. April in Folge dieser Mißhandlung gestorben.

(Andreas Pibez von Ober-Sorigen), der, wie oben gemeldet, von seinen Begleitern zu Tode geprügelt worden, war ein gerichtsbekannter Gauner. Obgleich erst 34 Jahre alt, hatte er wegen verschiedener Diebstähle bereits neun Jahre im Gefängniß zugebracht, aus dem er am 23. vorigen Monats zum letzten Male entlassen worden. Andreas Pibez war es auch, der vor einem Jahre in Gesellschaft mehrerer Genossen zwei Fische in Mellung bestiegen, damit nach Warasdin gefahren und selbe dort verkauft.

(Georg Fraß in Eschermenschel bei Wurmberg), der am 9. April von einem Nebenarbeiter mit einer Weingarthaxe geschlagen worden, ist am 19. seiner Wunde erlegen. Die gerichtliche Leichenschau wurde am Dienstag vorgenommen. Der Thäter ist verhaftet.

(Eine vom sanften Geschlecht.) Am 20. d. M. Vormittag um 10 Uhr stürzte die Grundbesitzerin Maria P. von St. Martin bei Wurmberg während des Unterrichts in das dortige Schulhaus und riß die achtfährige Tochter des Grundbesizers Diworschal in Ober-Täubling aus der Bank heraus, warf sie zu Boden und mißhandelte die Kleine so arg, daß dieselbe an beiden Ohren blutend und mit wundgeschlagenem Kopfe nach Hause ging. Wie furienhaft Maria P. aufgetreten, bew. ist die Schen des jungen Lehrgehilfen, der es nicht wagte, sich in's Mittel zu legen. Ein Kinderstreit gab Anlaß zu dieser schmähligen That.

(Zu Tode gesoffen.) Vorgestern kam ein Fechtbruder aus Murek zu dem Grundbesitzer Joseph Walch in Strichoweh, Pfarre St. Egidii, und wurde mit Brod und Wein betheilt. Walch begab sich in den Weingarten und ließ den Freunden im Hause; als er dahin zurückkehrte, fand er denselben einige hundert Schritte vom Hause entfernt auf der Wiese liegen, todt, mit schwarzbraunem Gesicht. Des Grundeigners Löbsterlein erzählte: Der Fremde sei in den Keller gegangen, habe dort Wein und Schnaps getrunken und sich auf den Rasen hingestreckt, um zu schlafen. Ein Schlagfluß machte seinem bewegten Leben ein frühes Ende.

Letzte Post.

Der Klub der Linken hat die Finanzvorlagen der Regierung vorbehaltlich der Abänderung einzelner Gesekentwürfe als eine annehmbare Grundlage zur Ordnung des Staatshaushaltes erklärt.

Die kroatische Abordnung hat Deal und den Klub der Rechten besucht und hat sich der beiderseitige Verkehr zu einem sehr herzlichen gestaltet.

Johnson's Verurtheilung erscheint nach den Aussagen der Zeugen unvermeidlich.

Zur Abwehr.

In der Beilage zu Nr. 92 der „Tagespost“ lese ich eine Mittheilung aus Marburg. Herr Franz Perko veröffentlicht nämlich eine von

den Herren: Joseph Bancalari — Obmann-Stellvertreter — und: Baron Rast, Schriftführer der landwirthschaftlichen Filiale unterzeichnete Richtigstellung des Berichtes über die Sitzung derselben vom 8. d. M. Herr Franz Perko schreibt in dieser Mittheilung: „Gedachte Erklärung war schon am 16. April Nachmittags 3 Uhr der Redaktion der „Marburger Zeitung“ zur Aufnahme übergeben worden, erschien am folgenden Tage angeblich wegen beschränkten Raumes nicht und wurde endlich am 18. d. M. durch Herrn Oberlieutenant Brandstätter im zerissenen Zustande dem Herrn Vorstand-Stellvertreter der landwirthschaftlichen Filiale persönlich zurückgestellt.“

Die Sache verhält sich jedoch anders. Am 16. April Nachmittags 3 Uhr kam Herr Dr. Mülle in meine Schreibstube und fragte, ob ich die Richtigstellung aufnehme. Herr Anton Poinigg, Inhaber des Marburger Dienstmanninstitutes war zugegen. Einige Minuten vor Herrn Dr. Mülle hatte ein Seher die Meldung gebracht, daß er nur noch neun Zeilen brauche, und diesen Raum bestimmte ich für die letzte Post. Ich sagte daher dem Herrn Dr. Mülle unter Anführung des Grundes, daß die Ausnahme für die nächste Nummer unmöglich sei, erklärte ihm aber noch in Gegenwart des Herrn Poinigg, daß das Eingefandte im Sonntagsblatt erscheinen werde. Herr Dr. Mülle sagte, er werde den Artikel, der nur vom Herrn Joseph Bancalari als Obmann-Stellvertreter der landwirthschaftlichen Filiale gefertigt war, auch noch vom Herrn Baron Rast unterschreiben lassen und brachte das Eingefandte in einer Viertelstunde wieder zurück. Die Richtigstellung war für die Sonntagsnummer schon gesetzt und abgezogen, war sogar schon das erste Mal korrigirt, als Herr Janssch einen Zettel vorwies, auf dem geschrieben stand: „Bitte, den von mir unterzeichneten Artikel ja wegzulassen, 18/4 68. Bancalari.“ Die Veröffentlichung unterblieb. Ueber die Art, wie das Manuskript dem Herrn Bürgermeister zurückgestellt worden, möge der Anfang eines Schreibens Aufschluß geben, welches Herr Friedrich Brandstätter am 19. April während der Verhandlung des Sängeraususses im Grubhause an einen Freund gerichtet; dasselbe lautet: „Das Konzept wurde g. s. t. Wiesenthaler hatte die Gefälligkeit, dem Herrn Bürgermeister Bancalari das Konzept durch mich zur Einsicht zu schicken, damit er selbst bestimme, ob er die Veröffentlichung wünsche, nachdem er sagte, es wäre ihm die Veröffentlichung unlieb.“ — Herr Baron Rast wird sich erinnern, daß ich nach dem Schluß der Verhandlung im nämlichen Saale erklärte, das Eingefandte sei gesetzt worden, der Satz siehe noch in der Druckerei und werde erst am nächsten Vormittag auseinandergelegt; er möge sich selbst überzeugen. Betrifft wurde das Manuskript nicht absichtlich, sondern rein zufällig, als es der Seher während der Arbeit rasch aus der Klammer zog. Franz Wiesenthaler.

Eingefandte

An den Herrn Johann Gaischel, Kaplan in Reifnigg.

Die vom hiesigen Herrn Kaplan am vergangenen Sonntag wegen der Beleuchtung und der Freudenfeuer gehaltene Predigt war derart, daß selbe wohl allenfalls zum Vortrage am Wirthstische, nicht aber von der Kanzel verab sich eignete.

Nachdem wir nun in die Kirche gehen, um dort unsere Andacht, entfernt von allem weltlichen Getriebe zu verrichten und das Wort Gottes, nicht aber um Schmähungen und Verdächtigungen von Gegnern des Herrn Kaplans zu hören, so fordern wir hiermit diesen Herrn auf, in der Folge seine Predigten, wenn es ihm schon nicht möglich ist, selbe im Sinne christlicher Nächstenliebe und Demuth, so doch im Sinne einer in die Kirche gehörenden Anständigkeit zu halten. Dies ist gewiß das Mindeste, was wir von einem Seelsorger verlangen dürfen.

Reifnigg, 21. April 1868.

Wiedere Frauen.

Frische Sendungen von Cement und Gyps

angekommen, empfiehlt zur geneigten Abnahme

233)

W. A. Geuppert.

Das Landesprodukten- und Spezereiwaaaren-Geschäft

J. Quandest

empfiehlt alle Gattungen

natürlicher Mineralwässer

frischester Fällung.

(228)

Ein Praktikant oder Lehrjunge

wird für eine Gemischtwaaren-Handlung auf dem Lande aufgenommen. Nähere Auskunft ertheilt Herr J. Kaiser am Hauptplatz.

(232)

Syphilis-, Geschlechts- und Bruch-
Kranken

ertheilt mündlich und brieflich Rath, wie seit 22 Jahren täglich von 12—4 Uhr

Spezialarzt Dr. W. Gollmann,

Wien, Tuchlauben Nr. 18.

(150)

Hausverkauf.

In der Magdalena-Vorstadt ist ein ganz neues, ein Stock hohes Haus mit Garten um 12,000 fl. aus freier Hand zu verkaufen. Dasselbe wirft 8% reinen Ertrag ab. Auskunft ertheilt die Kanzlei des k. k. Notars Dr. Franz Hader in Marburg.

(229)

Ein Lehrjunge oder Praktikant

wird aufgenommen bei Gustav Pirchan.

(231)

Kosten-Ersparniß bei Annoncen.

und viele bedeutende Vorteile bietet den P. T. Inserenten das im Jahre 1858 gegründete und vom hohen k. k. Staatsministerium konzess. erste österr.

Annoncen-Bureau des A. Ooppelik in Wien

Wollzeile Nr. 22

178

in wechselseitiger Verbindung mit den größten Geschäften dieser Art in Paris, Florenz, Berlin, Leipzig, Frankfurt a. M., Hamburg u. Bremen.

Der solide und über ganz Europa ausgebreitete Ruf obiger Firma bietet den Inserenten die volle Garantie der reellsten und billigsten Ausführung aller diesfälligen Aufträge. — Obige Firma erfreut sich einer großen Anzahl von Anerkennungs-schreiben über pünktliche und billige Ausführung der ihr übertragenen Geschäfte von verschiedenen hohen Landesstellen der österreichischen Monarchie, sowie von diversen Anstalten, Instituten, Industriellen und Privaten aus allen Ländern.

Annoncen-Aufnahme in alle Journale der Welt. Die Beläge kostenfrei.

Freie-Kontante und Profite eingefandte werden auf Belangen gratis und portofrei eingefandte.